

Achim Freyer

Vier Positionen

Vielleicht beginnt ja alles so, noch vor dem Anfang, wenn wir Kinder sind – im Körper und im Geist:

Unser Haus ist alt und klein
Mit drei Mäusen im Keller
Und zwei Kisten voll Wein.

Jemand hat gestern oder heute
An die Mauern gesprüht:
Hier wohnen noch Leute.

Unser Haus hat zwei offene Türen
Die unten hinein und oben
Direkt in den Himmel führen.

Hier tanzt der Mond mit der Sonne
Und manchmal fließen bitterlich
Auch Tränen in die Regentonne.

Und dann wünscht man sich weit weg
Und sucht irgendwo ein neues Versteck

Ach, wenn ich nur wüsste, wo du bist –
Und ob das Haus auch eine Heimat ist.

Vielleicht beginnt es damit, dass wir also eine Heimat suchen im Leben. Und manchmal finden wir sie nur in der Kunst. Oder wir finden sie am meisten in der Kunst. Denn manchmal haben wir etwas Besseres verdient als die Wahrheit. Weil – nach Adorno – Kunst Magie ist, befreit von der Lüge, Wahrheit zu sein.

Vielleicht war dies auch bei Achim Freyer so. Geboren in die schlimmste Zeit, die die Menschheit bisher erlebt hat – eine Zeit, die niemandes Heimat war und sein konnte, es sei denn, man stellte sich gegen die Zeit, den braunen Zeitgeist.

Man musste Position beziehen – wie wir es immer müssen, ob wir uns dessen bewusst sind oder nicht, ob wir es bewusst tun oder nicht.

Achim Freyer hat Position bezogen – schon sehr früh, als junger Mann, als junger Künstler, in der Nähe Bertolt Brechts. Ähnlich dem Stephen Dedalus in James Joyce' „Porträt des Künstlers als junger Mann“ muss in Achim Freyer schon damals, in den 50er Jahren, die Erkenntnis gereift sein: „Ich will nicht dem dienen, woran ich nicht länger glaube, nenne es sich nun mein Zuhause, mein Vaterland oder meine Kirche; und ich will versuchen, mich in irgendeiner Art Leben oder Kunst so frei auszudrücken, wie ich es vermag.“

Es wurde also die Kunst, in der sich Achim Freyer frei auszudrücken vermochte. Die Kunst der vielen Künste: Theater samt Bühnenbild, Dramaturgie, Regie, Musik, klassisch und modern, Film, Wort. Und immer auch die Malerei.

In seinem neunten Lebensjahrzehnt bezieht Achim Freyer wieder Positionen – vier Positionen, die nur ein Ausschnitt sind all der Stile, Haltungen, Versuche, die er in seinem Leben unternommen hat. Er selbst nennt diese vier Positionen so:

1 HORIZONTE IN ZEIT UND RAUM 1965–2010

2 REVOLUTIONEN UND REFLEXIONEN 1967–2017

3 METAPHYSISCHE ORTUNGEN 1980–2004

4 DAS TOTALE BILD oder FARBE AUF LEINWAND 2017–2018

Diese Positionen heißen bewusst nicht „Standpunkte“ – denn gerade das sind sie eben nicht. Es sind Orte auf einem Weg, der nicht endet, nicht einmal mit dem Tod. Schon gar nicht im Leben. Es sind Koordinaten einer unendlichen Reise.

Diese Reise führte Horizonten entgegen – gedachten oder tatsächlichen Zielen in der Unendlichkeit, auf Augenhöhe mit dem Unerreichbaren, Erträumbaren – Horizonte als schwarze Linie im weißen Reich des Unbekannten, als bunte Linien, die einander

überlagern, die das Ende als den Anfang von etwas erscheinen lassen, dessen Ende wir nicht kennen – aber ... das wir ...

... mittels Reflexionen und Revolutionen mitgestalten können. Dieser Raum sammelt die verbrannte Erde, die enttäuschten Hoffnungen, die die Revolutionen bisher in der Welt hinterlassen haben – aber erinnert auch an das Feuer, das den Brand entfacht und am Leben gehalten hatte – ein Feuer, dem die Menschen offensichtlich nicht oder noch nicht gewachsen waren. Ein paar Zahlen deuten auf markante Jahre – 19 17 20 17 – Schwarz und Weiß stehen sich kompromisslos gegenüber und sind vom Rot des Blutes und der schmerzenden Herzen besudelt, befleckt, verletzt. Dazwischen viel Weiß – die Unfarbe der Trauer, aber auch der Offenheit, Unbeflecktheit, der Unschuld. Und indem wir diesen Raum begehen, füllt er sich dann doch wieder mit Leben – die Glut unter der Asche können wir nur selbst werden.

Aber bevor ein neues Feuer wärmen und leuchten kann, sollten wir uns über unsere eigene Position im Klaren sein – daher vielleicht die „metaphysischen Ortungen“. Hier tauchen plötzlich Figuren auf – angedeutet, halbfertig, sich selbst im Spiegel, durchs Fenster beobachtend. Eine ungesagte Einsamkeit und Melancholie klingt in diesen Bildern. Eine ortlose Trauer um die noch nicht gefundene Heimat, das nie zu Ende gebaute Haus, den Tod am Meer. Wie

Stephen Dedalus bewegen sich die gerade noch erkennbaren Figuren „inmitten von Zerrbildern der äußeren Welt“, die nur noch oder vorerst noch aus Bruchstücken ihrer selbst besteht. Diese Gemälde – wie überhaupt sehr viele Bilder Achim Freyers – erinnern an die Auffassung Bertolt Brechts vom Bühnenbild, das eine „vollkommene Illusion“ sein müsse. In diesem Falle eine Illusion, die der Betrachter selbst vollenden kann.

Um sich so möglicherweise ein „totales Bild“ zu bauen – ein Begriff, der nicht nur seine eigene Unmöglichkeit schon enthält, sondern dem man auch mit einem gewissen Unbehagen begegnet, wie wir allem misstrauen sollten, was uns mit dem Attribut „total“ überzeugen will – vom totalen Schwachsinn bis zum totalen Krieg ist es nur ein kleiner Schritt.

Ein großer Schritt aber ist es zum absoluten Bild. Der Rockmusiker Lou Reed hat seinen Antrieb, Musik zu machen, einmal gegen Ende seines Lebens so beschrieben: „Ich suche das absolute Riff, den absoluten Akkord – ich war schon ein paar Mal nah dran, aber ich habe ihn noch nicht gefunden.“ Da hatte er schon einige Hits und die besten Platten bereits veröffentlicht. Er hat nicht erklärt, was denn der absolute Akkord für ihn sei – auf Bilder übertragen meint es vielleicht: Ein Bild, in dem alle anderen Bilder aufgehen; ein Bild, in dem alle vergangenen und alle künftigen Bilder enthalten sind – ein Bild, in dem jeder Betrachter etwas anderes sieht. Bei Achim Freyer

sind dies Bilder, Farbe auf Leinwand, die sich selbst auslöschen sowie sich selbst erfinden. Was hinter dem Grau aufscheint, kann genauso gut eben verschwunden sein, wie es eben entsteht. Was nach willkürlichen Farbklecksen aussieht, ist die Momentaufnahme eines verglühenden Sterns wie die eines gerade entstehenden Sonnensystems.

Der amerikanische Musikkritiker Greil Marcus hat einmal beschrieben, was für ihn eine Platte gut macht – und das kann man uneingeschränkt auf Bilder, auf die Bilder Achim Freyers übertragen:

„Ich finde eine Platte gut, wenn sie Überraschendes birgt, Vergnügen, Schock, Mehrdeutigkeit, Zufälligkeiten oder hundert andere Dinge, die alle im weitesten Sinne mit Absolutem zu tun haben: damit, dass jemand ... einen Augenblick lang das, was er oder sie will, hasst, fürchtet, mehr als alles andere in der Welt will, hasst oder fürchtet. Ich finde eine Platte gut, wenn sie in das Leben eines Menschen eingeht und diesen Menschen dazu bringt, ein intensiveres Leben zu führen.

Ich finde eine Platte schlecht, wenn sie jeden Anflug des Absoluten im Keim erstickt, wenn sie die Menschen dazu bringt, ein weniger intensives Leben zu führen ... wenn sie in ihrer Grundtendenz so verkrampft und vorsichtig ist, dass sie vor allem darauf aus ist zu gefallen.“

Achim Freyer arbeitet unentwegt – mit einer geradezu übermenschlichen Energie und unerschöpflichen Ideen. Und ob er demnächst Wagners Ring in Südkorea inszenieren wird, oder ob er hier im Hinterhof ein Bild malt – alles ist ihm gleich wichtig. Und eins bedingt und benötigt das andere. Seine Bühnenbilder, Gestaltungen von Räumen, sind vor allem Schichtungen, Collagen von Bildern – und seine Gemälde bilden Bühnen, Räume – jedes einzelne und alle gemeinsam. Was all diese Bilder eint – ganz gleich, wann sie entstanden und welche Form sie gefunden haben – ist ihre Offenheit, ist, dass sie einem tiefen Bedürfnis entsprungen sind, einer Suche nach dem absoluten Bild, die aber vielleicht viel mehr noch die Suche nach Heimat ist, die das kleine Haus vom Anfang nicht war. Einer Heimat, die nicht an einen Ort gebunden ist, die nichts mit Ankommen zu tun hat, sondern mit dem Gefühl, da zu sein – zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Da, wo das Absolute möglich ist.

Das ist es, worum es geht, und davon handelt es:

Wovon es handelt

Es handelt vom Finden

Nicht vom Suchen

Es handelt von Brot

Und nicht von Kuchen

Es handelt vom Aufstehn

Nicht vom Fallen

Es handelt von einem

Und von allen

Es handelt vom Leben

Und nicht vom Sterben

Es handelt vom Schenken

Nicht vom Erben

Es handelt vom Dienen

Und nicht vom Herrschen

Es handelt vom Stolpern

Und nicht von Märschen

Es handelt von Räumen

Es handelt von Träumen

Von Farbe und Licht

Von Mauern und Zäunen

Handelt es nicht

Es handelt von Weinen

Und nicht vom Grinsen

Handelt vom Vergeben

Und nicht von den Zinsen

Es handelt vom Verzeihn

Und nicht von der Schuld

Es handelt von Zeit

Und von der Ungeduld

Es handelt vom Leben

Nicht von der Kunst

Es handelt nicht von den andern

Es handelt von uns.

Berlin-Steglitz, 11.2.2018

Matthias Zwarg